

## EDITORISCHE PRAXIS

Zwar wird Provenienz als Überlieferungsgeschichte der Textträger im Rahmen der (neugermanistischen) Editionswissenschaft kaum theoretisch thematisiert, doch ist sie in der praktizierten Editorik ein üblicher Gegenstand.<sup>1</sup> Der Fokus der Editionswissenschaft lag lange Zeit auf dem ›Text‹ und wurde tendenziell von seinem ›Material‹ getrennt betrachtet.<sup>2</sup> Termini der Editionswissenschaft wie ›Überlieferung‹, ›Überlieferungsgeschichte‹ oder ›Restitution‹ widmen sich meist nur der Geschichte eines in der altphilologischen Tradition der Textkritik abstrakt verstandenen Textes.<sup>3</sup> Dieser theoretischen Einengung entspricht aber nicht immer die Praxis des Edierens.<sup>4</sup> Siegfried Scheibe (1932–2017) klagte 1991 darüber, dass »in den letzten vierzig Jahren weitgehend nur über die Variantendarstellung nachgedacht« worden sei und dadurch »die ebenso wichtigen weiteren Teile einer Edition (darunter Text, Textkonstitution, Überlieferung, zusammenfassende Darstellung der Entstehungsgeschichte und der zeitgenössischen Wirkungsgeschichte eines Werkes) weitgehend außerhalb der Betrachtung blieben und nicht analog weiterentwickelt wurden.«<sup>5</sup> Als einer der wenigen in der Editionswissen-

- 1 Ich danke Caroline Jessen für die Einsicht in ihre Arbeiten und die vielen wertvollen Hinweise. Auch möchte ich Rüdiger Nutt-Kofoth für seine kritische Lektüre einer frühen Fassung des Textes danken.
- 2 Für den Versuch einer Revision dieses Umstands siehe Wolfgang Lukas, Rüdiger Nutt-Kofoth und Madleen Podewski (Hg.): *Text – Material – Medium. Zur Relevanz editorischer Dokumentationen für die literaturwissenschaftliche Interpretation*, Berlin und Boston 2014.
- 3 Siehe dazu Bodo Plachta: *Editionswissenschaft. Handbuch zu Geschichte, Methode und Praxis der neugermanistischen Edition*, Stuttgart 2020, S. 226–232, aber auch schon die Einführungsbücher von Herbert Kraft: *Editionsphilologie*, Darmstadt 1990 (2. Aufl.: Frankfurt am Main 2001); Klaus Kanzog: *Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur*, Berlin 1991; Siegfried Scheibe: *Vom Umgang mit Editionen. Eine Einführung in Verfahrensweisen und Methoden der Textologie*, Berlin 1988.
- 4 Mit der Überlieferung des Nachlasses wird etwa der editorische Bericht von »Arthur Schnitzler digital« eröffnet, in: *Arthur Schnitzler digital. Digitale historisch-kritische Edition (Werke 1905–1931)*, Wuppertal, Cambridge und Trier 2018, online: <https://www.schnitzler-edition.net/edb> (Zugriff: 1. September 2023).
- 5 Siegfried Scheibe: *Zur Darstellung der Überlieferung in historisch-kritischen Ausga-*

schaft, die auf dieses Desiderat hingewiesen haben, bemerkte er hinsichtlich des deskriptiven Teils der Handschriftenbeschreibung:

Hat die Handschrift nachweislich mehrmals den Besitzer gewechselt, sollten, soweit möglich, die Vorbesitzer in chronologischer Abfolge angegeben werden. Das kann in vielen Fällen Aufschlüsse über die Art des Zeugen vermitteln, die für die Geschichte des Zeugen und für seine Bewertung wichtig sein können (etwa Überlieferung einer Abschrift im Nachlaß des durch den Autor damit Beschenkten).<sup>6</sup>

Die umfangreichste Editionsform eines Textes ist die mittels der historisch-kritischen Methode. Sie wurde maßgeblich im Rahmen von Gesamtausgaben einzelner Autor:innen im neunzehnten Jahrhundert entwickelt und in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ausdifferenziert. Zwar werden im beginnenden einundzwanzigsten Jahrhundert aufgrund des personellen und finanziellen Aufwands weniger historisch-kritische Gesamtausgaben erarbeitet, doch kann die Methode auch für Editionen einzelner Texte oder Werksegmente angewandt werden. Der *materiale Textträger* wird abseits des edierten Textes (Apparat) mittels einer *Dokumentbeschreibung* raumzeitlich bestimmt: neben Aufbewahrungsort und Datierung kann hier die Überlieferungsgeschichte dargestellt werden. Sie kann sowohl (a) spezifisch (etwa die eines bestimmten, einzelnen Textträgers) als auch (b) allgemein (etwa die des gesamten Nachlasses) sein, wird aber nicht als notwendiger Teil einer Edition erachtet.

Zur Datierung von Textzeugen hat sich die (nicht so benannte) Provenienzforschung der Filigranologie (Wasserzeichenkunde) als besonders ertragreich erwiesen. Sie untersucht Wasserzeichen von Papieren und schließt daraus auf deren Herkunft und im Verbund mit biographischem Wissen auf

ben, in: *Edition als Wissenschaft. Festschrift für Hans Zeller*, hg. von Gunter Martens und Winfried Woesler, Tübingen 1991, S. 17–30, hier S. 18. Ich danke Rüdiger Nutt-Kofoth für diesen Hinweis und die hilfreichen Anmerkungen. – Auch knapp drei Jahrzehnte nach Scheibe stellen Wolfgang Lukas und Elke Richter einen Mangel an Diskussion über die »diskursiven Teile einer Edition (Überlieferung, Entstehung, Kommentar etc.)« fest. Wolfgang Lukas und Elke Richter: *Zur Einführung*, in: *Annotieren, Kommentieren, Erläutern. Aspekte des Medienwandels*, hg. von dens., Berlin und Boston 2020, S. 1–8, hier S. 2.

6 Scheibe: *Zur Darstellung der Überlieferung* (Anm. 5), S. 22. Vgl. dort S. 29 zu »Angaben über das Schicksal des Zeugen zur Lebenszeit des Autors«.

mögliche Datierungen des Textes.<sup>7</sup> Marianne Bockelkamp (1925–2011) hat 1982 eindrücklich aufzeigen können, dass zwei in Paris und in Düsseldorf voneinander getrennt aufbewahrte Handschriftenfragmente von Heinrich Heine (1797–1856) ursprünglich einen Handschriftenbogen bildeten, also zusammengehören.<sup>8</sup> In Folge wurde die Beschreibung des Papiers zum fixen Bestandteil zunächst der Heine- und später anderer Editionen.<sup>9</sup>

Neben der qualitativ ausführlichen Beschreibung des materialen Textträgers ist die quantitativ möglichst vollständige Sammlung aller relevanten Textzeugen (Varianten, Fassungen, Drucke zumindest verzeichnet) für die historisch-kritische Methode entscheidend.<sup>10</sup> Rose-Maria Hurlebusch (1935–1989) hat darauf hingewiesen, dass die Textzeugen zuallererst gefunden – das heißt gesucht! – werden müssen und dass die Suche nach ihnen ein Teil der Vorbereitung einer historisch-kritischen Ausgabe, mithin als Teil des Erschließungsverfahrens zu begreifen ist.<sup>11</sup> In diesem Sinn ist die Provenienzforschung ein Baustein der (tatsächlichen) editorischen Praxis, auch wenn sie *editionswissenschaftlich* bislang kaum berücksichtigt wurde.

Vor der Erschließung eines Handschriften-Bestandes durch ein Archiv steht dessen Einwerbung. Während die Überlieferungsgeschichten im Fall von Nachlässen besonders interessant und aufschlussreich für deren Editions- und Wirkungsgeschichte sind, scheint sie bei so genannten Vorlässen direkt und einfach zu sein. Als Vorlass wird jene private Sammlung bezeich-

- 7 Zur Datierung von am Computer geschriebenen Texten vgl. die computerforensischen Analysen von Thorsten Ries: »die geräte klüger als ihre besitzer«. Philologische Durchblicke hinter die Schreibszene des Graphical User Interface. Überlegungen zur digitalen Quellenphilologie, mit einer textgenetischen Studie zu Michael Speiers »ausfahrt st. nazaire«, in: *editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft* 24/1, 2010, S. 149–199.
- 8 Vgl. Marianne Bockelkamp: *Analytische Forschungen zu Handschriften des 19. Jahrhunderts. Am Beispiel der Heine-Handschriften der Bibliothèque Nationale, Paris und Hamburg* 1982, S. 17.
- 9 Vgl. zum Beispiel Georg Büchner: *Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar (Marburger Ausgabe)*, hg. von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer, Darmstadt 2000–2013.
- 10 Vgl. Siegfried Scheibe: *Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe*, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 1–44, hier S. 9.
- 11 Vgl. Rose-Maria Hurlebusch: *Zur Methodik der Vorbereitung historisch-kritischer Ausgaben*, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 401–412, hier S. 401–402 und 404, auch wenn sie diese Arbeit (klassisch) als »Vorbereitung« und nicht als Teil der editorischen Arbeit klassifiziert.

net, die, im Unterschied zum Nachlass, noch zu Lebzeiten von Autor:innen an ein Archiv übergeben wird. Er wird durch Selektion und Ordnung stark von den die Sammlung Betreffenden gestaltet, weswegen diskutiert wird, inwiefern ihm Werkcharakter zugesprochen werden muss.<sup>12</sup> Jochen Meyer hat 1997 aus seinen Erfahrungen bei der Einwerbung von Nach- und Vorlässen tentativ verschiedene Nachlass(er)-Typen unterschieden<sup>13</sup> und zusätzlich nach dem Einfluss von Literaturarchivar:innen gefragt, die in Form von Gesprächen und Verhandlungen auf die Konstitution des jeweiligen Bestands einwirken.<sup>14</sup> Sowohl der Vor- als auch der Nachlass sind Überlieferungsformen, die durch die Eingliederung in ein Archivsystem, das meist nach dem Provenienzprinzip (das heißt nach ihrer Herkunft)<sup>15</sup> strukturiert ist, zwar eine wichtige Grundlage für die editorische Arbeit darstellen, aber nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass sie meist ›nur‹ eine Sammlung – kein vollständiges Archiv im ursprünglichen staatsverwaltungstechnischen Sinn – sind und damit die Editor:innen nicht von der Aufgabe weiterer Recherchen entheben. Im Folgenden sollen zwei Seiten eines einzelnen Blattes in den Blick genommen werden, auf dem Ilse Aichinger (1921–2016) und Günter Eich (1907–1972), Entwürfe eigener Arbeiten notiert haben. Aufgrund des archivarischen Provenienzprinzips wurde dieses Blatt mit der Zugangsnummer 83.616 als Teil des Nachlasses von Günter Eich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar (DLA) erschlossen. Es soll der Zusammenhang der beiden Seiten, der auf den ersten Blick womöglich nicht ersichtlich ist, aufgezeigt werden.

Ilse Aichinger zog nach ihrer ersten Veröffentlichung, dem Roman *Die größere Hoffnung* (1948), von Wien nach Ulm und lernte bei einem Treffen der Gruppe 47 Günter Eich kennen, mit dem sie zunächst nach Lenggries und später nach Großmain zog, Orte in der bayerisch-österreichischen Grenzregion. Nach dem Tod Eichs 1972 übergab Aichinger 1977 seinen literarischen Nachlass zunächst als ein Depositum an das DLA, das 1981 in das

12 Vgl. Carlos Spoerhase: Postume Papiere. Nachlass und Vorlass in der Moderne, in: *Merkur* 68/781, 2014, S. 510–511.

13 Vgl. Jochen Meyer: Pedanten und Chaoten. Notizen zu einer Nachlass- und Nachlasser-Typologie, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 49/2, 2002, S. 52–58, hier S. 55: »Archivar seiner selbst«, »Chaotiker«, »Bastler«, »Bestandserweiterer oder -verstärker«, »Bestandsverminderer oder gar -tilger«.

14 Vgl. ebd., S. 58.

15 Vgl. Philipp Messner: Provenienzprinzip und archivistisches Denken. Von der ursprünglichen Ordnung zur Geschichtlichkeit von Überlieferung, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 46/1, 2021, S. 149–156, insbesondere S. 152–153. Ich danke Caroline Jessen für diesen Hinweis.

Eigentum des Archivs übergang (die Zugangsnummer gibt Auskunft über das Jahr der Akzession: beim betreffenden Archival 83.616 also 1983).<sup>16</sup> Nachdem Aichinger 1984 zunächst nach Frankfurt am Main zu ihrer Verlegerin Monika Schoeller (1939–2019) zog, verlegte sie ihren Lebensmittelpunkt 1988 schließlich wieder nach Wien. Mit nur einem einzigen Koffer zog sie in ihre Geburtsstadt zurück, der restliche Besitz verblieb zunächst in einem Container in Frankfurt verwahrt. Durch die persönliche wie finanzielle Unterstützung von Monika Schoeller und der S. Fischer Stiftung kam ihr Vorlass Ende 2005 in das DLA.<sup>17</sup> 2016 starb Ilse Aichinger in Wien.

Angesichts der engen Lebens- wie Arbeitsbeziehung von Aichinger und Eich verwundert es nicht, dass viele Blätter in den getrennt voneinander erschlossenen Nachlass-Beständen im DLA Spuren von beiden tragen. Die gegenseitigen Einschreibungen lassen sich womöglich in drei Bereiche einteilen: Erstens gibt es den seltenen Fall, in dem die beiden zusammengearbeitet haben, nämlich das Hörspiel *Der letzte Tag*.<sup>18</sup> Zweitens gibt es kommentierende Notizen zu den Texten des jeweils anderen, wie etwa von Eich zur Hörspielarbeit *Auckland* von Aichinger<sup>19</sup> beziehungsweise von Aichinger zur Hörspielarbeit *Beatrice und Juana* von Eich.<sup>20</sup> Drittens gibt es ein mehr oder weniger zufälliges Zusammenkommen von Arbeiten beider auf einzelnen Textträgern. Letzteres soll anhand eines Blattes genauer in den Blick genommen werden.

16 Vgl. Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 1978, S. 772; sowie 1981, S. 546. Im Folgenden wird das Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft mit der Sigle JdDSG und der entsprechenden Jahresangabe referenziert: 1957–2004: Stuttgart; 2005–2013: Göttingen. Der Nachlass wird 1984 um einige Materialien ergänzt (JdDSG 1984, S. 511).

17 Vgl. JdDSG 2006 (Anm. 16), S. 708. Erweitert wurde der Bestand 2006 (JdDSG 2007, S. 628 und 640), 2013 (JdDSG 2013, S. 643), 2017 (JdDSG 2017, S. 500) und 2018 (JdDSG 2019, S. 519 und 527). JdDSG 2006, S. 722, 733 und 735. Vgl. Hannah Markus: Ilse Aichingers Lyrik. Das gedruckte Werk und die Handschriften, Berlin 2015, S. 167–168.

18 Vgl. Julia Karnahl: »Der letzte Tag«. Zur gemeinsamen Hörspielarbeit von Ilse Aichinger und Günter Eich, in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 7, 2005, S. 172–193.

19 Vgl. Richard Reichensperger: Bibliographische Hinweise, in: Ilse Aichinger. Werke in acht Bänden. *Auckland*. Hörspiele, hg. von Richard Reichensperger, Frankfurt am Main 1991, S. 327–332, hier S. 331–332.

20 Vgl. Klaus B. Kaindl: Über Korrekturen Ilse Aichingers an einem Hörspiel von Günter Eich, in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 9, 2010, S. 108–114.

Im Herbst 1959 zogen sich Aichinger und Eich nach Brixen in Südtirol zurück, um in Ruhe an ihren jeweiligen Texten arbeiten zu können: Eich an seiner Büchner-Preisrede, die er Ende Oktober desselben Jahres hielt,<sup>21</sup> und Aichinger an der Überarbeitung ihres Romans *Die größere Hoffnung*, die 1960 erschien.<sup>22</sup> Aichingers Form der Überarbeitung bestand darin, einzelne Passagen nicht in situ zu ändern, sondern den ganzen Text abzuschreiben und im Zuge dieser Abschrift Änderungen vorzunehmen: »Die erneute Niederschrift des gesamten Textes ist für Aichinger offenbar ein wichtiger Aspekt des Revisionsprozesses«, wie Kathrin Wittler kürzlich festgestellt hat.<sup>23</sup> Eich schrieb, so Roland Berbig, auf Papier, »das in Reichweite lag: Briefe, Rundschreiben, Werbewerksendungen und Ähnliches«.<sup>24</sup> Unter anderem schrieb er auf eines jener Blätter, auf denen Aichinger bereits eine ihrer Roman-Abschriften notiert hatte.<sup>25</sup> Obwohl, chronologisch gesehen, Aichinger zuerst die ›Vorderseite‹ beschrieb und Eich später die ›Rückseite‹, hat sich das Blatt in Eichs Nachlass in einer Mappe mit Texten zur Büchner-Preisrede erhalten. Eichs Notiz wird damit zur ›Vorderseite‹ des Blattes.<sup>26</sup> Dennoch ist das gleichzeitig auf diesem Blatt erhaltene Fragment von Aichingers Überarbeitung ihres Romans ein wertvoller Textzeuge für ihre »Revision des (literaturgeschichtlich) bereits kanonisierten«<sup>27</sup> Textes. Ob Vorder- oder Rückseite ist eine Frage der Perspektive. Vor allem ist an diesem Beispiel ersichtlich, dass es eine sinnvolle Entscheidung war, die beiden Bestände im selben Archiv aufzubewahren.

21 Ich stütze mich hier auf Angaben von Roland Berbig: Mit Galle über Macht und Sprache. Eichs Büchnerpreis-Rede 1959 – von der Handschrift zum Druck, in: Berliner Hefte. Zur Geschichte des literarischen Lebens 7, 2005, S. 264–286.

22 Ilse Aichinger: *Die größere Hoffnung* [2. Fassung], Frankfurt am Main und Hamburg 1960.

23 Kathrin Wittler: Nur »einige stilistische Dinge«? Ilse Aichingers Überarbeitung ihres Romans »Die größere Hoffnung« (1948/60) im Spiegel ihrer Korrespondenz mit dem Fischer Verlag, in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge XXXIV/1, 2024, S. 166–174, hier S. 169.

24 Berbig: Mit Galle über Macht und Sprache (Anm. 21), S. 268.

25 Günter Eich: Darmstädter Rede bei der Entgegennahme des Georg Büchner Preises (Drucktitel) (DLA Marbach, A:Eich, Günter).

26 Berbig, in dessen Fokus der Text Eichs steht, nennt Aichingers Text explizit Rückseite. Vgl. Berbig: Mit Galle über Macht und Sprache (Anm. 21), S. 268.

27 Roland Berbig: »Die größere Hoffnung« 1948, 1960 – zwei Seiten einer Medaille? Zum frühen Werkverständnis von Ilse Aichinger unter Einbezug ihrer Tagebücher, in: Text + Kritik 175: Ilse Aichinger, hg. von Roland Berbig, München 2007, S. 19–28, hier S. 20.

Die Trennung in zwei Bestände mag großteils einleuchten, doch gibt es zahlreiche Überschneidungen, die aus dem Zusammenleben und -arbeiten des Ehepaars resultieren. Die beiden Seiten des Blattes, das von Aichinger und von Eich beschrieben worden ist, könnten als voneinander unabhängige Textzeugen gelten, welche Aichinger- wie Eich-Forschende jeweils für sich beschäftigen. Beide Seiten entstanden aber zu einer ähnlichen Zeit, am gleichen Ort und sind vermutlich auch von gemeinsamen Gesprächen geprägt. Von einer solchen realen Auseinandersetzung zwischen den beiden zeugt zumindest eine Seite in dem Konvolut, auf dem eine zunächst von Eich niedergeschriebene Formulierung in der Handschrift Aichingers verändernd wiederholt wird. In der Handschrift Eichs heißt es:

Sprache ~~soll~~ [*darüber*: ist] hier kein additiver Begriff ~~sein~~, also nicht die Summe aller Vokabeln und Formen, für die Dauer dieser Rede soll das Wort [*darüber*: Sprache] einen Wert bezeichnen.<sup>28</sup>

Durch einen Strich getrennt, steht darunter in Aichingers Handschrift:

Sprache, nicht als addit. Begr., nicht als die Summe aller Vok. und Formen, sondern wertend gebraucht.

Wie es zu dieser Umformulierung kam, ob Aichinger sie selbst formuliert hat oder ob der Eintrag die Mitschrift eines von Eich mündlich geäußerten Satzes ist, lässt sich nicht rekonstruieren. Doch zeugt dieses Archivaldokument davon, dass die beiden nicht unabhängig voneinander gearbeitet haben, sondern in einem produktiven Austausch standen und teilweise gemeinsam Formulierungen überlegt haben.

Nun zu dem Text des fraglichen Blattes (siehe Abb. 1 und 2), zunächst zur Seite, die von Eich beschrieben wurde. Es ist eine mit Schreibmaschine dicht beschriebene Seite, gelegentlich mit Sofort-, großteils mit Bleistiftkorrekturen. Sie fängt an mit »Mein Mißtrauen ist groß« und ist oben mit der getippten Zahl 11 nummeriert. Auf dieser einen Seite steht der folgende Absatz (der sich im Druck am Ende der Rede befindet):

<sup>28</sup> Eich: Darmstädter Rede (Anm. 25). Es ist eine Passage, die später lauten wird: »Sprache, für die Dauer dieser Rede nicht als additiver Begriff, nicht als die Summe aller Vokabeln und Formen, sondern wertend gemeint«. Günter Eich: Gesammelte Werke. Bd. 4, hg. von Axel Vieregg, Frankfurt am Main 1991, S. 618.

Es wird Ernst gemacht, den perfekt funktionierenden Staat und die perfekt funktionierende Gesellschaft herzustellen. Wir haben keine Zeit mehr, Ja zu sagen. Wenn das, [*darüber: indem*] was wir schreiben [*darüber: unsere Arbeit*], weder durch seine Existenz noch durch sein Thema [*darüber: nichts*] als Kritik verstanden werden kann [*Umstellung von: verstanden werden kann als Kritik*], als Gegner und Widerstand, als unbequeme Frage und als Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und erhalten die Dekorationen der Welt [*darüber: tragen zur Ausschmückung der Fassade bei*]. Die Chance, in das Nichts der gelenkten Sprache ein Wort zu setzen, wäre vertan.

Hier wird das für Eichs Rede zentrale Thema der Kritik an der Macht gebündelt. Noch fehlt in dem Entwurf die harte, aufweckende, textgenetisch offenbar spätere Formulierung: »Wenn unsere Arbeit nicht als Kritik verstanden werden kann, [...] als Herausforderung der Macht, [...] dann sind wir positiv und schmücken das Schlachthaus mit Geranien.«<sup>29</sup> Der Macht schreibt er zu, Antworten zu geben, und Fragen nicht zuzulassen.

Auf der anderen Seite dieses Blattes steht ein Fragment der Roman-Überarbeitung von Aichinger. Das Blatt ist, ebenfalls mit der Schreibmaschine, nur zu einem Viertel beschrieben und oben mit der getippten Nummer 28 gekennzeichnet. Die zwei kurzen Absätze schildern eine Szene des Romans, in der Agenten des Staatsapparats auf eine Gruppe von Kindern treffen, die sich in einer ihnen verbotenen Zone aufhalten. In der Gruppe der Kinder befindet sich die Protagonistin Ellen, die zuvor nicht als vollwertiges Mitglied dieser Freundesgruppe anerkannt worden ist,<sup>30</sup> sich aber mit ihnen solidarisiert. Auf der anderen Seite dieser Konfrontation steht die Gruppe von Soldaten mit ihrem Offizier. Kurz vor der nun zu zitierenden Szene stellt sich heraus, dass Ellen die Tochter des Offiziers ist. Mit einem Schlag verkehren sich damit die Machtverhältnisse. In der Erstpublikation des Romans (1948) lautet die Stelle, die von Aichinger später überarbeitet wird:

29 Die Passage im Druck lautet: »Es wird Ernst gemacht, die perfekt funktionierende Gesellschaft herzustellen. Wir haben keine Zeit mehr, ja zu sagen. Wenn unsere Arbeit nicht als Kritik verstanden werden kann, als Gegnerschaft und Widerstand, als unbequeme Frage und als Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und schmücken das Schlachthaus mit Geranien. Die Chance, in das Nichts der gelenkten Sprache ein Wort zu setzen, wäre vertan«. Günter Eich: Gesammelte Werke, Bd. 4 (Anm. 28), S. 627.

30 Aichinger: Die größere Hoffnung [2. Fassung] (Anm. 22), S. 25: »Mit zwei falschen Großeltern! Das ist zu wenig.« Vgl. Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung [1. Fassung], Frankfurt am Main 1948, S. 48: »Du hast nur zwei falsche Großeltern und das ist zu wenig!«



Mein Mißtrauen ist groß, und ich vermute, daß die Wissenschaft eines Tages <sup>wie es heißt</sup> realistisch denkt und zu den Tatbeständen auch das rechnet, was sein soll: Was wir zu denken haben, zu glauben, zu hassen und zu lieben. Die in Osten und Westen geläufige Verbindung von Reaktion und technischem Fortschritt, die Liaison von Stahlhelm und Physik sind günstige Ausgangsstellung en dafür.

Aber noch sind wir im Vorfeld. Die Rosen haben ringsum hoffnungsvoll angesetzt, und da wir negativ sind, schauen wir nach einem wirksamen Gift aus, das die Blüte verhindern könnte. Wir sind nicht ~~so ganz~~ erfreut von der Möglichkeit, Menschen zu bestimmten Verhaltensweisen zu zwingen. Auch ~~ist~~ die Aussicht auf eine Zulage stimmt ~~weder~~ <sup>nicht</sup> ~~noch~~ uns freudiger. Überhaupt wollen wir lieber unfreundlich sein, bevor wir <sup>verzwungen</sup> gezwungen werden zu schweigen. Es ist die Zeit für Hohn und Satire, die höchste Zeit. Ich für mein Teil habe den ~~schlichten~~ Verdacht, daß die Ewigkeitswerte die Macht verewigen und die gedichtete ~~Wahrheits~~ <sup>Dassins</sup> Freude erinnert mich an das dienstfreundige Gesicht, das ich einmal machen mußte. Diese Lebensbejahung in gelenkter Sprache, dieses unaufhörliche Kraft-durch-Freude-Motiv und Seid nett zueinander! (Aber wehe, wenn ihr nicht nett seid, und wehe, wenn ihr euch nicht freut!) Alles im Aufbau, alles positiv, die Wirtschaft, die Helden und die Liebe, ~~das Dasein ein heiteres Sommerwetter~~, <sup>das Dasein ein heiteres Sommerwetter</sup> Glück und Freizeit ~~ohne Grenzen~~, <sup>ohne Grenzen</sup> sorgt euch nicht, wir sorgen für euch. Dieser ganze fatale Optimismus, so verdächtig erwünscht und so genau nach Maß. Augen und Ohren fest geschlossen und ein strahlendes Lächeln auf allen Gesichtern, ein Lied, drei, vier, ~~so hält~~ <sup>so hält</sup> man uns sicher an den Drähten, so marschieren wir zukunftsgläubig in die tausendundeine Art von Sklaverei.

Es wird Ernst gemacht, den perfekt funktionierenden Staat und die perfekt funktionierende Gesellschaft herzustellen. Wir haben keine Zeit mehr, Ja zu sagen. Wenn ~~das~~, <sup>was wir schreiben</sup> was wir schreiben, ~~weder~~ <sup>nicht</sup> durch seine Existenz noch durch sein Thema (verstanden werden kann als Kritik), als Gegnerschaft und Widerstand, als unbequeme Frage und als Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und ~~erhalten die Dekorationen~~ <sup>erhalten die Dekorationen</sup> der Welt. Die Chance, in das Nichts der gelenkten Sprache ein Wort zu setzen, wäre vertan.

Meine Damen und Herren, indem ich mich zu einer Dichtung bekenne, die Gegnerschaft ist, bekenne ich mich, ~~wie ich meine~~, zu Georg Büchner. <sup>Jedenfalls</sup> ~~vermute ich~~, daß eine solche Literatur seinem Geiste nicht ~~ganz~~ <sup>ent-</sup> ~~gegen~~ <sup>gegen</sup> ist. ~~Zunächst ist es für einen Augenblick die Diktatur des~~ ~~verlassen~~ Ich möchte aber in dieses Bekenntnis noch einige Bundesgenossen einschließen, von denen ich annehme, daß auch Büchner ihnen gewogen ist, ~~und~~, <sup>sie</sup> gehören alle der Ritterschaft von der traurigen Gestalt an wie Woyzeck, Lenz und Valerio, <sup>sind</sup> ohnmächtig und Gegner der Macht aus Instinkt; ~~von ihnen~~

Abb. 1: Entwurf zur Darmstädter Rede von Günter Eich, 1959,  
© Familie Eich / DLA Marbach (Photo: DLA Marbach).

Keines von ihnen dachte mehr daran zu fliehen. Erlebnis bannte sie  
nieder, unbekannte Macht entströmte ihrer Machtlosigkeit. Mit einem Schlag waren sie  
in der Offensive. Der babylonische Turm wankte in dem leisen Zittern ihrer Atemzüge.  
Feuchter, regenschwerer Wind kam vom Westen über das Wasser, der befreiende Atem der  
Welt.  
"Vater!" sagte Ellen noch einmal und streckte die Arme nach ihm  
aus. Der Mann trat einen kleinen Schritt zurück. Er stand nun ein Stück hinter seinen  
Begleitern, sodaß seine Bewegungen für sie unsichtbar blieben

Abb. 2: Überarbeitung einer Passage des Romans von Ilse Aichinger, 1959,  
© Familie Eich / DLA Marbach (Photo: DLA Marbach).

Keinem ihrer Freunde fiel es jetzt ein, sie für einen Überläufer zu halten. Feuchter, regenschwerer Wind kam vom Westen über das Wasser, befruchtender Atem der trotz all ihrer Grenzen grenzenlosen Welt. Der Romantiker Mond war von dichten Wolken überdeckt worden. Er schien unerwünscht inmitten dieser brennenden Realität.

An allen Fronten donnerten die Kanonen. Hier aber konzentrierte sich in zitterndem Schweigen das Wesen dieses Krieges.

Ellen streckte den Arm nach ihrem Vater aus. Der Mann mit den silbernen Achselspangen trat einen kleinen Schritt zurück. Er stand nun ein Stück hinter seinen beiden Begleitern, so daß seine Bewegung für sie unsichtbar blieb.<sup>31</sup>

Der Auftritt der Soldaten kennzeichnet zunächst die Realisierung der konkreten Macht des Staatsapparats. Das Machtverhältnis wendet sich jedoch durch das Herausstellen der Herkunft der Protagonistin. Während in der Erstpublikation noch symbolträchtige Naturelemente auftreten (Mond, Regen, Wasser, Wind), werden diese in der Überarbeitung auf nur eine gekürzt und neue Begriffe treten hinzu: »Macht« und »Machtlosigkeit«. In Aichingers Überarbeitungsentwurf lauten die Absätze nun (und diese werden sich größtenteils bis in die Publikation halten):

Keines von ihnen dachte mehr daran zu fliehen. Erlebnis bannte sie nieder, unbekannte Macht entströmte ihrer Machtlosigkeit. Mit einem Schlag waren sie in der Offensive. Der babylonische Turm wankte in dem leisen Zittern ihrer Atemzüge. Feuchter, regenschwerer Wind kam vom Westen über das Wasser, der befreiende Atem der Welt.

»Vater!« sagte Ellen noch einmal und streckte die Arme nach ihm aus. Der Mann trat einen kleinen Schritt zurück. Er stand nun ein Stück hinter seinen Begleitern, sodaß seine Bewegungen für sie unsichtbar blieben.<sup>32</sup>

Die Vorstellung einer »Macht«, die aus »ihrer Machtlosigkeit« entsteht, eine scheinbar paradoxe Gedankenfigur, korrespondiert mit jener Kritik, die Eich in seiner Rede andenkt: einer Gegnerschaft, die nicht mit denselben Instrumenten agiert, wie das, wogegen sie ist. Indem die Protagonistin Ellen auf die sie verhörenden Fragen eines Polizisten nicht konform antwortet, ändern sich die Fragen des Polizisten: Aus »Wo wohnst du?« wird »Wo bist du zu

31 Aichinger: Die größere Hoffnung [1. Fassung] (Anm. 30), S. 66.

32 In der überarbeiteten Publikation gibt es nur geringe Abweichungen von dieser Passage. Vgl. Aichinger: Die größere Hoffnung [2. Fassung] (Anm. 22), S. 34.

Hause?» wird »Aber wo sind wir zu Hause?«.<sup>33</sup> Die Form der Kritik, die Eich in seiner Rede andenkt, wird in Aichingers Roman exemplarisch und konkret durchgespielt: die Macht nicht mittels Antworten, sondern durch Fragen zu untergraben.

Das Zusammenspiel der beiden Texte kristallisiert sich auf dem einen Blatt. Durch die archivarische, dem Provenienzprinzip folgende Ordnung wird der Textträger zweier Texte einer einzelnen Person zugeordnet. Das Archiv hat mittels Verweise im Katalog Möglichkeiten gefunden, diese Spur anzudeuten.<sup>34</sup> Die aufbewahrten Provenienzinformationen geben nicht nur Auskunft über die Zusammenhänge, in denen diese beiden Texte entstanden sind, sondern auch über die Wertungen, unter denen sie wahrgenommen, die Beziehungen, in die sie bislang gestellt wurden: als Textzeugen des Textes von Günter Eich und nicht von Ilse Aichinger. Indem eine wissenschaftliche Edition ihrer dokumentarischen Aufgabe nachkommt, die die Provenienz mit einschließt, ermöglicht sie es, nach solchen frühen Produktionsbedingungen zu fragen.

33 Ebd., S. 141.

34 Siehe die Einträge im DLA-Katalog zu: »Eich, Günter: Darmstädter Rede bei der Entgegennahme des Georg Büchner Preises [Prosa]« (online: <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/HS00479484/>, Zugriff: 9. Oktober 2024) sowie zu: »Aichinger, Ilse: Die größere Hoffnung. Roman [Prosa]« (online: <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/HS00597756/>, Zugriff: 9. Oktober 2024), beide im Bestand Günter Eich (A:Eich, Günter). Ich danke Mirjam und Lena Eich für die freundliche Genehmigung zur Einsicht in die Nachlass-Bestände von Ilse Aichinger und Günter Eich sowie für die Genehmigung zur Reproduktion der beiden Blattseiten.